



Forum Familienfragen 2008 – 26. Juni 2008, Kursaal Bern

„Familien – Erziehung – Bildung“

Erziehung in Migrationsfamilien

Denise Efonayi-Mäder, Schweiz. Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien, Universität Neuenburg

Im Mittelpunkt der Entwicklung und Integrationsprozesse von Kindern stehen Familienbeziehungen und -verhältnisse, die immer auch durch das soziale Umfeld geprägt sind. Das gilt für einheimische Familien und solche mit Migrationshintergrund gleichermassen. Indessen wirft die gesellschaftliche Eingliederung am Aufenthaltsort bei der Migrationsbevölkerung zusätzliche Fragen auf, die um individuelle Einstellungen, kulturelle Eigenheiten, (Kenntnisse der neuen) Lebensverhältnisse und gegenseitige Wahrnehmungen zwischen Migrantengruppen und Aufnahmeland kreisen. Allerdings wurde das Zusammenspiel zwischen Familie, Erziehung, sozio-kultureller Integration und der (schulischen) Entfaltung von Kindern in der Schweiz erst bruchstückhaft erforscht, obwohl das Thema nicht nur wissenschaftlich relevant, sondern auch gesellschaftspolitisch brisant ist. Wurden früher die Bildungsinstanzen für Schulversagen oder Verhaltensauffälligkeiten von Jugendlichen verantwortlich gemacht, so stehen mittlerweile die Eltern im Zentrum öffentlicher Schuldzuschreibungen; gerade Einwanderer werden immer mal wieder der Nachlässigkeit, des autoritären Erziehungsstils oder einer familiär-traditionellen Wertehaltung bezichtigt.

Selbstverständlich kann es nicht darum gehen, solche oder ähnliche Einschätzungen pauschal von der Hand zu weisen, sondern vielmehr näher zu prüfen, inwiefern sie sich empirisch tatsächlich belegen und mit der kindlichen Entwicklung in einen Zusammenhang bringen lassen. Dabei hat sich beispielsweise heraus gestellt, dass Personen mit Migrationshintergrund zwar häufiger einen direktiven (autoritären) Erziehungsstil praktizieren als die Einheimischen, gleichzeitig aber auch das in den Schweizer Familien übliche demokratische (autoritative) Verhaltensmodell pflegen. Insofern kommt es weniger zur Übernahme des vorherrschenden Erziehungsmusters als zum Entstehen eines neuen „Mischstils“, welcher gleichzeitig materielle Autonomie und enge emotionale Verbundenheit betont. Während man bisher von einem negativen Zusammenhang zwischen direkter Erziehung und kindlichem Wohlbefinden ausging, weisen neuere Studien eine differenzierte Wirkung je nach kulturellem Kontext und Lebenswelt nach. So vermag eine stärkere elterliche Kontrolle in benachteiligten und unsicheren Quartieren eine Schutzfunktion auszuüben, die sich offenbar positiv auf die Entfaltung der Kinder auswirkt.

Generell gilt es zu betonen, dass neben kulturellen Einflüssen (Sprache, Religion, Werte usw.) und sozialstaatlichen Rahmenbedingungen im Herkunftskontext auch sozio-ökonomische (Bildung, Beruf, Einkommen) und aufenthaltsrechtliche Verhältnisse die Familienbeziehungen mit beeinflussen. Der Umstand, dass die untersten Sprossen der sozialen Leiter in der Schweiz fast ausschliesslich von der

Migrationsbevölkerung belegt werden, erschwert eine Trennung migrationspezifischer Effekte von sozio-ökonomischen Determinanten in empirischen Studien. Es ist deshalb umso wichtiger, bei der Analyse immer die soziale Stellung von Migrationsfamilien auch vor dem Hintergrund zuwanderungspolitischer Entwicklungen zu berücksichtigen.

In der Fachliteratur sind Korrelationen zwischen der sozialen Schichtzugehörigkeit und Erziehungsstilen oder vermittelten Werten relativ gut belegt: Eltern mit tiefem Bildungsniveau neigen stärker zu direktivem Verhalten, geben in der Regel familiärem Zusammenhalt und der intergenerationellen Solidarität gegenüber individuellen Anliegen den Vorzug und setzen weniger auf den schulischen Erfolg ihrer Nachkommen. Doch auch in diesen Bereichen müssen gängige Denkschemen hinterfragt werden, da die Vermittlung von kollektiven Werten nicht unbedingt im Widerspruch zu einem ausgeprägten Leistungsdenken steht und die elterliche Haltung letztlich für die Ermutigung schulischen Engagements ausschlaggebender ist als der Bildungsstand. Dies lässt sich u.a. am Beispiel tamilischer Eltern zeigen, die zwar meist aus bescheidenen Verhältnissen stammen, aber den schulischen Erfolg der Kinder ebenso hochhalten, wie kulturelle und familiäre Traditionen.

Zahlreiche Studien weisen auf einen deutlich stärkeren familiären Zusammenhalt in Migrationsfamilien sowie auf ein dichtes generationsübergreifendes Leistungsnetz hin. Diese Feststellung widerspricht augenscheinlich dem Standpunkt zahlreicher Fachleute, wonach gerade in Migrationsfamilien starke Spannungen zwischen Jugendlichen und Eltern auftreten. Gleichzeitig gibt es Hinweise darauf, dass insbesondere jugendliche Mädchen weniger Konfrontationen mit den Eltern erleben und sich bei der Aneignung der Erwachsenenrolle nicht von der Familie distanzieren, was sich für ihre schulische Karriere meist vorteilhaft auswirkt. Hingegen fallen Jungen häufiger durch schulisches Versagen oder aggressives Verhalten auf und heben sich von diesem relativ problemlosen Übergang der Mädchen ins Erwachsenenalter ab. Die Forschungsliteratur aus Deutschland zeigt ferner, dass türkische Jungen dazu neigen, sich in ihre Gemeinschaft zurückzuziehen, von der übrigen Gesellschaft abzuschotten und stärker auf der Rollentrennung der Geschlechter beharren als ihre Väter. Es wäre deshalb näher zu prüfen, inwiefern geschlechterspezifische Unterschiede in der identitätsbildenden Entwicklung von Jugendlichen durch den Migrationskontext verstärkt werden und welche Bedeutung familiären Dynamiken und gesellschaftlichen Rollenzuschreibungen dabei zukommt.

Ein Bereich, in dem sich die Spannungen besonders deutlich herauskristallisieren, ist die Jugendgewalt. Sie bereitet vor allem bei Jugendlichen aus Südeuropa, bei denen sie im Vergleich zu den einheimischen Gleichaltrigen überdurchschnittlich häufig auftritt, seit Jahren zunehmende Probleme. Trotz Kontroversen über die Aussagekraft der offiziellen Statistiken und den Einfluss von sozio-ökonomischen Determinanten zeichnet sich eine stärkere Berührung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund mit Gewalt ab. Dies belegt etwa eine Umfrage über selbstberichtete Gewalt in den Schweizer Schulen. Ähnliche Tendenzen wurden in anderen europäischen Ländern beobachtet, wobei interessanterweise nicht immer die gleichen Herkunftsgruppen ausscheren. Während in öffentlichen Debatten naheliegende gruppen- oder kulturspezifische Erklärungsmuster dominieren, geht die vergleichende Fachliteratur davon aus, dass in unterschiedlichen Kulturen ähnliche Mechanismen für die Gewaltentstehung verantwortlich sind. Die beobachteten Unterschiede ergeben sich somit nicht aus kultureigenen Merkmalen, sondern aus einer stärkeren Belastung, d.h. einer Addition von Risikofaktoren oder dem Fehlen von Ressourcen in bestimmten Herkunftsgruppen.

Obwohl heute die Gegenseitigkeit von Integrationsprozessen – Anpassung der MigrantInnen und Öffnung der Aufnahmegesellschaft – wissenschaftlich wie politisch unbestritten ist, werden selten sämtliche Konsequenzen aus dieser gesellschaftlichen Notwendigkeit gezogen. So wird beispielsweise zu wenig berücksichtigt, dass die betroffenen Familien nur beschränkt direkt über staatliche Massnahmen erreicht werden können, sondern stattdessen in ein gesellschaftliches Umfeld eingebunden sind, das im Rahmen von mehr oder weniger organisierten sozialen Netzwerken auf die Familienbeziehungen einwirkt. Gerade für Migrationsfamilien, die erst seit kürzerer Zeit in der Schweiz leben oder die hiesigen Verhältnisse schlecht kennen, stellen deshalb gemeinschaftliche Gruppierungen, Anlaufstellen und Migrantenvereine eine wichtige Vermittlungsinstanz zu öffentlichen Institutionen (Schulen, Behörden) und der Berufswelt dar. Sie ermöglichen einen Informationsaustausch, bieten Orientierungshilfen und Unterstützung bei Konflikten. Sie ermöglichen den Eltern in einem relativ vertrauten Umfeld Kontakte zu pflegen und sich gleichzeitig mit der neuen Lebenswelt zu konfrontieren. Somit können sie „Übergangsräume“ bieten und sollten deshalb nicht ignoriert oder gar mit dem Generalverdacht auf Abschottung bekämpft werden.

Verschiedene Studien zeigen, dass Vereinstätigkeiten und die Pflege eigener kultureller Traditionen keineswegs im Widerspruch zu einer schulisch und beruflich erfolgreichen Eingliederung im Aufnahmeland stehen müssen. Umgekehrt sind eine Abwendung von der Herkunftsgruppe und Assimilation im Sinne vollkommener Anpassung an die Lebensweisen und Kultur im Aufnahmekontext weder für die entwicklungspsychologische noch schulische Entfaltung eine Voraussetzung oder gar Garantie. Die kindliche Entwicklung wird primär durch sozio-ökonomische Integration der Eltern und gegenseitige Akzeptanz der Herkunftsgemeinschaft und Aufenthaltsgesellschaft gefördert.

Familien mit Migrationshintergrund werden zu einem grossen Teil das zukünftige Humankapital unseres Landes stellen: Über die Hälfte der Neugeborenen in der Schweiz hatten im Jahr 2005 mindestens einen ausländischen Elternteil. Trotz nationaler Unterschiede ist die Geburtenrate und der Familienanteil in der ausländischen Wohnbevölkerung wesentlich höher – durchschnittlich 40%, in gewissen Herkunftsgruppen bis zu 50% – als in Schweizer Haushalten (25%). Eine optimale Entwicklung der betreffenden Kinder kann deshalb nur im gesamtgesellschaftlichen Interesse liegen.

Leider steckt die Forschung über Bedürfnisse und Entfaltungsmöglichkeiten der Familien im Migrationskontext – jedenfalls in der Schweiz – noch in den Kinderschuhen. Um sich ein einigermaßen umfassendes und wissenschaftlich fundiertes Bild machen zu können, müssen aber nicht nur zahlreiche Wissenslücken gefüllt, sondern auch viele Fehlvorstellungen über Migration und andere Kulturen überwunden werden. Sie sind einer konstruktiven Verständigung und Politikgestaltung mindestens ebenso abträglich wie der Glaube an DIE heile Familie, die es nie gegeben hat.

Unbequemerweise sind aufgeworfene Fragen wesentlich zahlreicher als bereits vorhandene Antworten. Ein übereinstimmender Schluss lässt sich allerdings aus der Literatur ziehen: Im Vergleich zu einheimischen weisen Migrationsfamilien hinsichtlich intergenerationellen Beziehungen, Erziehungsstilen und vermittelten Werten im Vergleich zu einheimischen Familien einige typische Unterscheidungsmerkmale auf, die sich teilweise im Lauf der Zeit verändern. Im Weiteren zeigt sich, dass eine starke Orientierung der Eltern an kollektiven Werten und der Herkunftskultur durchaus mit einer hohen Wertschätzung des schulischen Engagements – einem für die intellektuelle Entfaltung der Kinder

wichtigen Faktor – vereinbar sein kann. Es gilt deshalb zu berücksichtigen, dass eine optimale Entwicklung der Kinder nicht nur auf einem Weg möglich ist.

Interessant ist somit, dass es im Migrationskontext oft nicht um das Aufgeben einer Verhaltensweise und die Übernahme einer anderen geht, sondern dass verschiedene Verhaltensmodelle miteinander kombiniert und in ein neues Verhaltensmuster überführt werden können. Entsprechende Erziehungspraktiken erweisen sich für die kindliche Entwicklung keineswegs immer als hinderlich. Im Gegenteil: Manche sind unter den Lebensbedingungen, welche die Migranten und Migrantinnen in der Schweiz antreffen, sogar geeigneter als gängigere Verhaltensstile. In diesem Sinn vermag eine nähere Betrachtung des Themenkomplexes Familien, Erziehung und Bildung unter Migrationsbedingungen nicht nur für die Forschung, sondern auch für die Praxis wertvolle neue Erkenntnisse zu liefern.